

# In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 104

Posen, den 7. Mai 1929

3. Jahrg

## Der Mann seiner Frau.

Die Geschichte einer jungen Ehe.

Von Otto Kraß.

(1. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

Ueber sein Gesicht flog ein Leuchten. „Aber das trifft sich ja prachtvoll! Ich bin nämlich — —“, Und er beugte sich zu ihr, sprach mit ihr, sah und hörte nichts mehr.

Niemand am Tisch beachtete es. Nur der Baumeister. Ab und zu warf er einen Blick hinüber. Und zupfte an seinem dicken, gestutzten Schnurrbart, der wie eine schwarze Bürste in dem vollen, rotglänzenden Gesicht stand. Und als die beiden aufstanden — wie verabredet —, folgte er ihnen mit den Augen. Spann sich da etwas an? Aufgepaßt! Er war doch sozusagen verantwortlich für seinen Schützling, den jüngeren Bruder.

Eine Weile blieb er noch sitzen. Aber unruhig, zerstreut, blickte suchend umher, rückte an seiner weißen Mütze. Bis es ihn nicht mehr hielt. Mit einem Ruck stand er auf, und weg war er.

Auch gegenüber erhob sich ein Pärchen — und bald ein zweites. Man wollte tanzen! Es wurde eine Weile leer am Tisch. Nur am andern Ende lehnten zwei Jünglinge, die sich angelegentlich über die wichtigste Frage ihres Daseins unterhielten.

Steffen fing ein paar Worte auf.

„Ist doch eine Wohltat, wenn man einen solchen Berater zur Seite hat,“ meinte der eine tief sinnig, und dieser Berater war sein — Schneider.

„Man ist glatt verloren!“ bestätigte der andere feierlich.

So saßen die beiden Freunde einen Augenblick wie allein. Und während sie eine Kleinigkeit aßen, erzählte Marnitz von den Wolde. Er kannte sie durch den dicken Baumeister, der über ihm im ersten Stock wohnte. Er hatte das Erdgeschöß.

So war man zusammengekommen. Hatte man doch immer miteinander zu tun, wegen der Wohnung, kleiner Veränderungen, Verbesserungen, Instandsetzungen und dergleichen.

Ja, der alte Wolde! Alle Achtung vor dem. Ein selbstgemachter Mann. Ein einfacher Maurerjohn, und hatte heute eins der ersten Baugeschäfte Berlins, war zu seinem sechzigsten Geburtstag Geheimer Kommerzienrat geworden und hatte den Roten Adler bekommen.

„Ja, der hat's verstanden, der wußte, wie man's machte — war in allen Wohltätigkeitsvereinen, hatte immer eine offene Hand — für allerhand Zuwendungen, Schenkungen, Stiftungen zu weltlichen, namentlich kirchlichen Zwecken. Das hatte gewirkt — nach oben natürlich —, und die maßgebenden Stellen hatten gesorgt, daß der Lohn nicht ausblieb. Eine Stütze von Thron und Altar! — Das verdiente Anerkennung, Ehrung!“

„Also eitel und ehrgeizig?“ —

„Gewiß — ja! Vielleicht die Schwäche eines Mannes, der von unten kommt, der Titel und Orden braucht, um das Bewußtsein zu haben, daß er etwas gilt — wer will das wissen! Und wer hat nicht seine Schwäche? Lieber Himmel — selbst der Größte!“

Und neben diesem Mann eine gute, treue Frau, aus kleinen Verhältnissen, die sich aber in ihre Stellung gefunden hatte, gesund, froh, heiter, die verkörperte Lebenslust, ohne Ansprüche, ohne Feierlichkeit, ganz Gattin und Mutter, die Sonne des Hauses, die beste Freundin ihres Mannes und der Ihrigen.

Aber die Kinder! Zwei Söhne, zwei Töchter, und keiner so recht nach dem Herzen des herrischen Alten. Keiner sein Schlag, sein Ebenbild, sein zweites Ich, keiner, der, wie er, nur eins kannte im Leben: Arbeit, Arbeit, Arbeit! Alle hatten etwas von der weichen, genüßfreudigen Art der Mutter.

Er selbst fing an alt zu werden, wohnte jahraus, jahrein draußen in seinem Landhaus in Schlachtensee; mußte sich mehr und mehr vom Geschäft zurückziehen und dem Ältesten die Zügel überlassen. Gezwungen, widerwillig. Tat ja zwar was er konnte, der Junge, aber es war nicht die Kraft, das Feuer, die Faust des Alten.

Und dazu seine Heirat — ach, das Kapitel! Hatte seine Liebste gehehlicht, der Baumeister, konnte wohl nicht von ihr los — Gewöhnung oder Schwäche, wer weiß? Na, soll einen mörderlichen Krach gegeben haben und noch heut nicht alles im Lot sein.

Angenehme Zustände, was?

Und nun erst der Zweite, der Werner! Der da drüben saß mit der Spanierin — ein Künstler, ein Musiker und Komponist! Bertonte Lieder und schrieb an einer Oper. — Dummes Zeug! Der Geheimrat tobte. Wenn die Mutter nicht wär! Aber sie versöhnte, beruhigte, glück aus.

Die beiden Töchter noch ledig. Die Ältere — zu spazig — sollte eine geheime Liebe haben — zu einem früheren Zeichner ihres Vaters, der Hals über Kopf vor die Tür gesetzt wurde, als der Alte das erfuhr. Aber sie ließ nicht von ihm, trotz und eigenwillig, blieb lieber unverheiratet, wurde alte Jungfer. —

Und die Jüngere — na, darüber ließ sich noch nichts sagen — war kaum zwanzig Jahre alt. Ja, die war noch frei, noch zu haben. —

„Na, wie wär's denn?“ meinte Lankow. „Nichts für dich?“

„Ha — ha ha!“ Der Kleine lachte heil auf. Nein, nichts zu machen. Er fühlte sich sehr wohl, hatte eine ausgezeichnete Köchin — Steffen wußte ja —, hatte auch sonst alles, was er brauchte — wozu sich verändern! Wenn man's gut hat, soll man's nicht besser haben wollen. Eine alte Weisheit! — —

Baumeister Wolde kam wieder. Aber allein und anscheinend nicht sehr zufrieden. Sah mißmutig drein. Seine Mienen erhellten sich erst, als sein Bruder wieder auftauchte — am Arm die spanische Tänzerin. Also doch! Er hatte sie nicht losgelassen.

Die Geschichte wurde gefährlich. Dietrich Wolde äugte zu dem Jüngeren hinüber. Der saß da, stillglücklich, wie verklärt, war schon wieder in ein Gespräch mit ihr vertieft, und sie, aufrecht, kühl, beherrscht neben ihm. Nur ihre dunklen Augen gingen hin und her. Und manchmal leuchteten sie auf, als sähen sie in der Ferne etwas Helles, Glänzendes.

Der Tisch füllte sich wieder. Ein ewiges Kommen und Gehen. Immer neue Gesichter. Man setzte sich, rauchte ein paar Züge, trank ein paar Schluck und ver-

Schwand. Die beiden Freunde blieben sitzen — in aller Ruhe —, rauchten nach dem Essen ihre Zigarren.

Ringsum wurde es lauter, lärmender. Zugleich zwangloser und freier. Der Wein wirkte. Und dazu die Wärme. Rote, glänzende Gesichter.

Hier und da ein Fächer, der auf- und zuklappte. Man lehnte sich zurück in den Stühlen, schlug die Beine übereinander. Plauderte, schwatzte, lachte, sang. Und über den Tischen eine dicke, blaue Wolke, schwer und voll süßlichem Duft.

„Auf das, was wir lieben!“ Der Baumeister hob sein Glas und schwenkte es mit der fleischigen Hand. Sein runder Kopf glühte, und alle Augenblicke zog er sein Taschentuch, um sich den Schweiß zu trocken.

„Auf das, was wir lieben!“ klang es im Kreise.

Alle griffen nach den Gläsern. Man trank sich zu.

Als die beiden Freunde anstießen, sagte Lantow leise: „Alt-Mecklenburg!“

Sie sahen sich in die Augen. „Alt-Mecklenburg!“ Und leerten das Glas bis auf den Grund.

Das ging Steffen oft so. Wenn er irgendwo war, unter vielen Menschen, in Gesellschaft, auf Vergnügungen, Festen, flogen seine Gedanken plötzlich davon — weit fort — dachte er an die Heimat da oben, hörte Wälderrauschen und Wellengebraus, Finkenschlag und Möwenschrei, sah Wiesengrün und Korngewoge, sah wie in Sinnen und Träumen, kam sich wie ein Fremder vor unter Fremden und hatte ein Gefühl wie Heimweh . . .

Er meinte, kaum hörbar gesprochen zu haben, aber der Baumeister neben ihm hatte es doch aufgefangen.

„Was,“ rief er, „Landsleute?“

Marnik nickte. „Ja, das soll wohl sein!“ Und er fiel in den breiten, niederdeutschen Tonfall, den er sich in der Großstadt schon abgewöhnt hatte. „Sind von der Wasserkante, alle beide, haben schon die Schulbank zusammen gedrückt, was, alter Knabe? — Ich bin ja 'n bißchen aus der Art geschlagen — aber der hier“ — und dabei legte er die Hand auf Steffens breite Schulter — „ein waschechter Obotrite, kann ich Ihnen versichern! Den müssen Sie sich morgen früh um fünf angucken! Da sieht er anders aus! Nicht wiederzuerkennen, sag' ich Ihnen!“

„Also dauerhaft! Bravo! Das lob' ich mir. Sie sind mein Mann!“ Und der Baumeister stieß an, daß die Gläser klirrten und der Wein über den Tisch floß.

Aber ob sie sich nicht wieder 'n bißchen bewegen wollten? Man wuchs ja rein fest am Stuhl!

Einverstanden. Und die drei gingen hinunter in den Saal. Auch Werner mit der Spanierin. Aber einen Augenblick, und sie waren verschwunden, wie weggezaubert. Tanzten vielleicht oder hatten sich verloren, wollten allein sein — wer konnt's wissen! —

Kun, nach Schluß der Vorstellungen, Empfänge, Gesellschaften, eine schier erdrückende Fülle. Kaum durchzukommen. Und noch kein Ende abzusehen. Immer neue Scharen strömten herein. Viele bekannte Gesichter. Schauspieler und Schauspielerinnen. Die ganze Bühnenwelt. Zwei reizende Schwestern als Goldmarie und Pechmarie, zwei andere als siamesische Zwillinge, und da — was war das? Ein Puppenwagen! Ein richtiger Puppenwagen! Und darin als Kindlein in weiß und rosa eine allbekannte Liebhaberin, gefahren von einer echten, würdigen Spreewälderin im Sonntagsstaat — und das war die Mama, die wirkliche Mama. Das Kleine wurde bestürmt, umdrängt, konnte sich der Liebkosungen kaum erwehren. Alles schrie und lärmte durcheinander. Hände voll Süßigkeiten streckten sich ihr entgegen. „Hier, Zuckerrhen!“ — „Hier, Bonbons!“ — „Hier, Schokolade!“

Und weiter ging der Zug — rund um den Saal. — Aber die unerträgliche Hitze. Nicht zum Aushalten. Ob's oben nicht kühler war? — Ueberhaupt, was gab's da? Wie machte sich die Welt aus der Vogelschau? Man mußte das Gewimmel von oben sehen. Also hinauf. Auch hier Menschen in Hülle und Fülle. Es huschte treppauf, treppab. Ein unverhofftes Begegnen, Begrüßen, Händeschütteln. Ein paar Worte — addio! Auf Wiedersehen!

Oben, an der Treppe, ein alter Herr im Frack, lang, hager, vornehm, das Glas im Auge, und vor ihm ein blondes rosiges Geschöpf in weißem Hänger, die Hände auf dem Rücken, lachend zu ihm aufsehend.

„Na, Kind, was meinst du? Wollen wir etwas aus der Flasche trinken?“

„Aber gern, Papachen!“ Und schon hängt sie im Arm des Befrachten . . .

Aber nirgendwo Platz. Alle Logen besetzt. Pärchen an Pärchen. Und ein Flüstern und Richern, ein Werben und Begehren, ein heimlicher Händedruck, ein schneller Kuß . . .

(Fortsetzung folgt.)

## Appetitlose Kinder.

Von Maria Lorenius.

Die schlechten Esser, die appetitlosen Kinder, die Sorgenkinder sind eine große Plage für die Eltern. Wenn man einige solcher Kinder hintereinander betrachtet, ist man erstaunt, wie verschieden sie aussehen. Vom Dürrtüg-entwickelten, vom Uebermäßig-setten bis zum Unterernährten abgestuft und zwischen diesen Gegensätzen alle Uebergänge. Die Mütter bringen aber alle die gleichen Klagen vor, das Kind mag nicht essen. Wenn man die zu dem Kind gehörige Mutter betrachtet, wird einem aber häufig manches klar. Einmal sieht man ein außerordentlich gut genährtes Kleines neben einer nervösen, ängstlichen Mutter, ein anderes Mal ein elend- und mageraussehendes neben einer verständigen und ruhigen Mutter. Ein erfahrener Arzt sieht im ersten Fall die Zusammenhänge; im zweiten Falle erkennt er sofort den Ernst der Situation. Das sind allerdings nur zwei Möglichkeiten. Wie vielfältig aber die Beziehungen sind, können wir erst sehen, wenn wir versuchen, den Ursachen der Appetitlosigkeit auf den Grund zu gehen.

Das wohlgenährte Kind. Die Mutter behauptet, „es ißt gar nichts“. Man erkundigt sich nach dem Speisezettel und hört, daß die Nahrungsaufnahme nicht nur ausreichend, sondern direkt üppig ist. Die Mutter aber hält das für ungenügend und stellt viel höhere Ansprüche. Sie bewertet das Getränk Milch nur als Flüssigkeit, nicht ihrem Nährwert nach. Dem Kind wird jeder neue Tag zur Qual, es wird mit Wortwürfen und Zureden gequält und nur der Arzt kann das Kind befreien, wenn er es fertig bringt, die Unvernunft der Mutter zu beseitigen. Wenn man solche Kinder in Ruhe läßt, essen sie sofort glänzend. Ueberläßt man ihnen die Bestimmung des Nahrungsmoßes, was bei

gutem Ernährungszustand unbedenklich geschehen kann, ist das Problem gelöst.

Viele Kinder sind aber nun wirklich schwere Esser; sie sind nicht zu bewegen, die Nahrungsmenge, die sie brauchen, zu sich zu nehmen. Sie sind, obgleich die Nahrungsaufnahme sehr gering ist, körperlich gut entwickelt und wirken keineswegs unterernährt. Man muß bedenken, daß weder Alter noch Körpergewicht absolut über den Nahrungsbedarf entscheidet, sondern daß der individuelle menschliche Nahrungsbedarf außerordentlich verschieden ist. Es gibt dicke Menschen, die wenig essen und ebenso magere mit immensem Appetit. Entscheidend ist die Konstitution, die sich nicht umstimmen läßt. Es gibt sparsame Defen und Defen, die ungläublich viel verschlingen. Kein Mensch wird über die Sparsamkeit seines Ofens jammern, wenn er genügend heizt. Darum ist eine Mutter unsinnig, die über ein gesundes, wohlgenährtes Kind jammert, weil es wenig ißt. Begreiflich ist die Sorge um ein abgemagertes Kind. Der Arzt findet, wenn nicht eine psychologische Krankheit vorliegt, des Rätsels Lösung bei Einbiß in die Familie. Wie oft findet er da ein einziges Kind zwischen nervösen Eltern, Tanten und Großmüttern gehegt, gepflegt, mit Affenliebe umgeben und Schokolade und Naschwerk verwöhnt. Das Kind kommt appetitlos zum Essen. Jetzt beginnt das gute Zureden, schönste Belohnungen, Märchen erzählen und anderer pädagogische Finten werden dem Kind versprochen. Es ißt nicht, kommt aber in eine unumschränkte Machtstellung. Sein Machtmittel aber ist, daß es nicht essen will. Damit erreicht es jedes Ziel, und ist schlau genug, die Machtstellung auszubauen und zu halten. Wenn man solche Kleinen in ein Milieu mit

vielen hungrigen Kindermäulchen bringt, wo ihm nicht viel zu geredet, wo im Gegenteil der Körper sich Vernachlässigung zu zieht, und wo der einmal erweckte Nachtwille und die Mittelpunktstellung es reizen, es den andern im Essen gleich zu tun oder voraus zu sein, ist diese „krankhafte Appetitlosigkeit“ sehr schnell behoben.

Nicht jeder Fall liegt jedoch so einfach. Es soll nur gezeigt werden, in wie weitem Maße die Erziehungsfehler törichter Eltern Einfluss auf den Appetit des Kindes haben können. Es gibt jedoch auch Kinder, die in vernunftgemäßer, natürlicher Weise erzogen werden, deren Eltern oder Erzieher die richtige Einstellung zum Kinde haben, es individuell behandeln, und trotzdem will der Pflégling nicht gedeihen, weil er nicht ißt. Dieser Kindertyp ist meist sehr früh entwickelt, still, nachdenklich und klug. Diese Kinder lieben viel allein zu sein, sind ganz tief in ihr Spiel versunken und bauen sich aus Streichholzschachteln Schöffer am Meer. Es sind dies die problematischen unter den Kindern. — Sie beschäftigen sich mit allem, was ihre Phantasie anregt. Der Umwelt sind sie meist völlig entrückt, die Störung der Mahlzeit ist für ihre kleine Seele ein Fall aus dem Himmel auf die menschliche Erde. Sie haben gleichsam keine Zeit zum Essen. Solche Kinder kann man nicht mästen. Wenn man es tut, würde man sie auf diese Weise aus ihrem seelischen Gleichgewicht bringen.

## Allerhand Mißgeschick.

### Cuſtige Anekdoten.

Ein Kunde betrat ein Hausstandswarengeschäft und kaufte verschiedene Sachen. Während des Kaufes sah er plötzlich ein Zwanzigmarsstück, das unbeachtet am Boden lag. Er trat heimlich mit dem Fuß darauf, ließ dann mit unheimlicher Schlausheit unversehens einen seiner Handschuhe fallen, hülfte sich und versuchte, das Goldstück aufzulauben. Der Versuch mißlang. Er ließ den andern Handschuh fallen. Wieder nichts. Er zog heimlich sein Taschenmesser hervor und war bemüht, das Geld unbeobachtet loszubringen. Es ging nicht. Dreister werdend, versuchte er, die Münze mit dem Stiefelabsatz loszuschlagen. Vergeblich. Da kam ein Angestellter des Geschäfts auf ihn zu und sagte verbindlich: „Wie Sie sehen, hält unser Patentkitt „Eisenfest“ allem stand. Rittet, leimt, bindet alles. Sie sollten eine Tube davon mitnehmen, mein Herr!“

In Gent kam ein Mütterchen in ein Lebensmittelgeschäft, machte viele Einkäufe und legte das Gefauste sorgsam in einen mit einem Dedel versehenen Korb, den es in einer großen Schürze trug. Als es ans Bezahlen ging, suchte es nach seinem Geldbeutel, merkte, daß er fehlte und sagte, es würde ihn schnell von Hause holen. Dann stellte es den Korb auf den Ladentisch und verschwand. Als das Mütterchen nach ein paar Stunden nicht zurückgekommen war, öffnete der Krämer den Korb und sah zu seinem Schrecken, daß er leer war und keinen Boden hatte. Die gesamte Ware, die die Alte hineingelegt hatte, war durch den Korb hindurch in ihre Schürze gefallen.

Eine alte Dame verlor im Konzert eine goldene Dose aus ihrer Handtasche, die sich trotz eifrigen Suchens nicht wiederfinden ließ. Ein Herr gewann dadurch, daß er sich am Suchen eifrig beteiligte, das Vertrauen der Matrone, und sie erzählte ihm schließlich, daß sie nach dem Konzert gleich zu ihrer Freundin, einer Frau G. müsse, bei der sie zum Essen eingeladen sei, daß ihr aber das Essen jetzt nach dem Verlust der kostbaren Dose gar nicht schmecken werde. Im Verlauf des Gesprächs teilte sie auch ihre Adresse mit und klagte, daß ihr treues Mädchen Angelika jedenfalls auch ganz trostlos über den Verlust sein werde. Der Herr erbot sich, die sehr aufgeregte alte Dame bis zum Hause der Frau G. zu begleiten, was gerne angenommen wurde. Bei der Wohnung der Freundin angelangt, verabschiedete er sich auf das höflichste und eilte schnurstracks dem Hause seiner Begleiterin zu, wo er das Mädchen Angelika auch richtig antraf. Dieser erzählte er, daß sich bei Frau G. unerwarteterweise einige Käse mehr eingefunden hätten und ihre Herrin sende ihn her, um schnell noch acht vollständige silberne Bestecke zu holen. Zum Beweis, daß er kein Schwindler sei, habe die alte Dame ihm ihre goldene Dose mitgegeben, die er bei diesen Worten vorzeigte. Angelika zweifelte bei diesem Beweismaterial keinen Augenblick an des Boten Ehrlichkeit und händigte ihm die acht silbernen Bestecke bereitwilligst ein.

Zwei Kaufleute, ein Engländer und ein Amerikaner, stritten über den Wert ihrer feuerfesteren Geldschränke. Der Engländer erklärte, er habe einen kleinen Hund in seinem Geldschrank gepferzt, dann drum herum Kohle und Teer angezündet, bis der Schrank glühte, und als er nach der Abkühlung ihn öffnete, habe der Hund noch gelebt. Der Amerikaner erwiderte, er habe einen Hahn im Geldschrank gefangen gesetzt und den Schrank bis zur Weißglut erhitzt. „Wie Sie den Schrank dann öffneten, krächte der Hahn wohl?“ fragte der Engländer. „Nein, Herr,“ erwiderte der Amerikaner, „er war erfroren!“

Tesensitz (Getrawaren engros) kam kreidebleich zu seinem Nachbar gelaufen und sagte: „Mir ist etwas Furchtbares, etwas ganz Entsetzliches passiert. Bei mir haben sie den Geldschrank geknackt!“

„Wieviel war denn drin?“ fragte der Nachbar Buketusch mit

der sachlichen Seelenruhe eines Mannes, dessen Geldschrank unversehrt steht.

„Nichts!“ entrang es sich dem händeringenden Tesensitz.

„Na, Menschenkind, dann sei froh!“ sagte Buketusch.

„Hat sich was mit froh!“ höhnte Tesensitz gebrochenen Herzens, „es wird sich herausprechen und ich bin für alle Zeit blamiert!“

## Musikalische Fische?

„Stumm wie ein Fisch“ sagt das Sprichwort. Ob's richtig ist? Das Sprichwort hält sich, vom tauben Fisch zu reden. Allerdings neigten Wissenschaftler dazu, anzunehmen, daß der Fisch nicht hören könne. Er hat zwar ein Ohr. Aber diesem fehlt die „Schnecke“, die beim Menschen und bei allen höheren Tieren als der eigentliche akustische „Empfänger“ gilt.

Was ist überhaupt hören? Kurz gesagt: die Fähigkeit, Schallwellen, die unseren physischen Empfangsapparat treffen, als Ton oder Geräusch wahrzunehmen. Wie sich dieser Vorgang abspielt, ist zunächst immer noch Geheimnis, wie es Geheimnis war, seitdem Menschen denken können.

Vielen dürfte bekannt sein, daß Fischzüchter ihre Zöglinge des nassen Elements durch Läuten einer Glode zur Fütterungsstelle rufen. Sie reagieren somit auf Schallwellen. In erweitertem Sinne können sie also hören. Dem kann vielleicht erwidert werden, daß nur ein versetzter Tastsinn der äußeren Haut des Fisches es ihm ermöglicht, auf die Klänge der Glode hin sich zu dem Orte zu bewegen, wo die Erschütterungen des Wassers durch die Schallwellen am stärksten ist, eben am Fütterungsplatz.

Aber: ein tauber und blinder Mensch wird nicht in der Lage sein, die Erschütterungen der Luft durch den Klang einer Glode oder sogar durch den Abschuß eines Geschüßes benutzen zu können, um an den Ort zu gelangen, an dem das Geräusch (Klang oder Detonation) entstand. Wenn die Fische das im Gegenlag zu diesen blinden und tauben Menschen können, dann haben sie das Vermögen, sich der ausgesandten Wellen bewußt zu werden, sich des Bewußtseins-Eindrucks zu erinnern und des Umstandes, daß die Schallwellen oder genauer: die durch die Schallwellen erzeugten Drucklöcher im Wasser und die Stillung ihres Hungers in räumlichem Zusammenhang stehen.

Sie tun also nichts anderes als das, was der Hund tut, wenn er auf einen Pfiff zu seinem Herrn eilt. Aus der Wahrnehmung eines bestimmten Geräusches tut er etwas ihm durch Erfahrung als nur diesem Geräusch Entsprechendes. Wir schließen daraus, das der Hund hören kann. Was also steht im Wege, diesen Schluß bei den Fischen nicht zu ziehen?

Durch Versuche des Münchener Universitäts-Professors Dr. Karl Frisch und dessen Schüler hat sich gezeigt, daß Fische nicht nur auf einen Ton oder eine Geräuschart reagieren. Ein kleiner blinder Wels wurde in kurzer Zeit dahin gebracht, Töne zu unterscheiden. Auf einen bestimmten Pfiff erschien er, auf einen anderen ergriff er ängstlich die Flucht. Mit Elektrischen gestalteten sich die Versuche äußerst fruchtbar.

An ihnen konnte sogar die Hörschärfe gemessen werden. Leise Pfeife, die ein neben dem Fischbehälter stehender Mensch kaum wahrnehmen konnte, beantworteten sie prompt durch Heranschwimmen oder Flucht.

Die besten Hörer — menschlich gesprochen: die Klügsten — lernten eine Quinte von einer Terz, einer sogar die kleine von der großen Terz unterscheiden, was musikalisch ungeschulte Menschen oft nicht können. In einem Falle konnte ein Fisch so weit musikalisch unterrichtet werden, daß er aus einem Zusammenklang von Tönen den heraushörte, der für ihn von Bedeutung war.

Es ist danach als erwiesen anzusehen, daß Fische nicht taub sind. Ob sie, solange sie sich in ihrem Element befinden, auch Töne erzeugen können, um ihre Genossen zu warnen, sich über Nahrungsmöglichkeiten zu verständigen, sich zu finden? — Wer weiß. — Unmöglich ist es jedenfalls nicht, weil es nicht zwecklos wäre.

## Mysteriöse Geschichte.

Lady Palmer, eine bekannte Dame aus der englischen Aristokratie, hat eine merkwürdige Geschichte erlebt. Kürzlich begab sie sich in die der Jungfrau von Orleans zu Domrémy geweihte Kapelle, um dort den „Union Tag“, den vorher der Bischof von London geweiht hatte, aufzufangen. Während dieser Zeremonie ließ sie sich von einer Freundin photographieren. Fest steht, daß bei dieser Gelegenheit niemand in der Kirche weifte, außer den beiden Frauen. Als man aber die Platte entwickelte, entdeckte man, daß sich auf dem Bild außer der Lady Palmer noch die schemenhaften Umrisse zweier Priester befanden.

Niemand weiß sich zu erklären, wie diese seltsame Erscheinung zustande gekommen ist. Lady Palmer selbst ist fest davon überzeugt, daß es sich um Geister handelt, die während ihrer, der heiligen Johanne geweihten Handlung anwesend waren und somit auf die Platte gelangt sind. Und zwar nimmt sie an, daß diese Geister erschienen, um ihr Mißfallen an der ganzen Zeremonie zum Ausdruck zu bringen; angeblich wollten sie Protest dagegen einlegen, daß eine Engländerin, also eine Angehörige des Volkes, das einst die Jungfrau von Orleans zum Scheiterhaufen verurteilte, es gewagt, sich der Heiligen und ihrem Tempel zu nähern. Lady Palmer ist über diese Unmutsäußerung der Geister sehr erschrocken und noch heute ganz verstört.

## Englischer Wahlkampf-Humor.

Wenn von den 3 Parteien, die bei den Wahlen am 30. Mai um die politische Macht in England kämpfen, keine die absolute Mehrheit im Parlament erreichen sollte, so ist es sehr leicht möglich, daß die von Lloyd George geführte liberale Partei zwischen den Konservativen und Liberalen das Jünglein auf der Waage bilden wird.

verwandten Buches zum Bewusstsein kommen, wenn sie nun de Costers Mien Spiegel lesen, das geniale Seitenstück zum ewigen „Don Quixote“.

## Aus aller Welt.

**Noch für Tausende von Jahren Kraftquellen auf der Erde.** Ein Kongreß, der sich mit der Frage der noch in der Natur zur Verfügung stehenden Kraftquellen der ganzen Welt befaßte, im vorigen Jahre in London zusammentrat und auf dem 48 Staaten vertreten waren, hat jetzt einen umfassenden Bericht über seine Feststellungen herausgegeben. Dieser Kongreß war der erste Versuch, um das Vorhandensein etwa noch unbekannter oder schon ausgenutzter Kraftquellen der Natur und deren Mengen festzustellen. In dem Bericht werden die Kraftquellen der ganzen Welt als noch hinreichend für 35 000 Jahre angegeben. Es ist festgestellt worden, daß von einer Abnahme erst in sehr ferner Zukunft die Rede sein kann. Der Steinkohlevorrat ist auf 7 400 000 000 000 Tonnen errechnet. Bei einer jährlichen Produktion so groß wie im Jahre 1927 ist noch Steinkohle für wenigstens 4000 Jahre vorhanden. Eine Abnahme von Petroleum liegt auch noch in weiter Ferne.

**Der erste Herausruf.** Der Satiriker Saphir und ein Schauspieler, den er in seinen Kritiken scharf hatte angreifen müssen, stießen eines Tages in einem Gasthause zusammen. Es kam zu einem Wortwechsel, der damit endete, daß Saphir zu dem Mimen sagte: „Morgen werden Sie etwas von mir erleben, was Ihnen noch nie passiert ist!“ — „Meine Herren, Sie sind Zeugen der Drohung!“ rief der Schauspieler den Anwesenden zu. „Die Herren können nach Belieben morgen dabei sein,“ meinte darauf Saphir lachend. Am anderen Tage kam der Schauspieler mit einer stattlichen Begleitung von Zeugen in das Gasthaus, aber er wartete vergeblich auf seinen Gegner. Da kam der Kellner zu ihm und sagte: „Draußen ist ein Herr, der Sie zu sprechen wünscht, Sie möchten so gut sein, herauszukommen.“ Der Schauspieler ging ahnungslos zur Tür, der Schwarm ahnungsvollerer Zeugen begleitete ihn. Draußen stand Saphir und sagte höhnisch lächelnd: „Sie sind herausgerufen worden, das ist Ihnen noch nie passiert.“

**Schreck und Freude töten auch Tiere.** Schreck und Freude im Uebermaß vermögen auch Tiere zu töten. In Mexiko in Marokko wurde ein Esel den Löwen im Zwinger zur Speise vorgeworfen. Als der Esel die Löwen erblickte, fiel er augenblicklich tot zur Erde. Einer der Löwen packte ihn noch und biß ihn in den Hals, um das Blut auszusaugen; der Esel aber rührte kein Glied mehr. — Für tödende Freude wird folgender verbürgter Fall berichtet. Während des nordamerikanischen Befreiungskrieges hatte ein englischer Offizier seinen Hund in England zurücklassen müssen. Das Tier war während der Abwesenheit seines Herrn traurig und still und magerete zusehends ab. Als der Offizier zurückkehrte, erkannte ihn der vor dem Hause liegende Hund sofort, sprang mit lautem Freudengebell an ihm empor, legte ihm das Gesicht — und fiel in demselben Augenblick tot zu dessen Füßen nieder.

**Der Ragentöter.** In Rom ist ein Mann verhaftet worden unter der Anklage, 40 000 Ragen geschlachtet zu haben. Bei seiner Festnahme war er gerade dabei, einer Katze das Fell abzuziehen, und bei der Hausdurchsuchung fand man mehr als 500 Ragentöter. Der Angeklagte gab zu, täglich 40 bis 50 Ragen getötet und das Fleisch einem Freunde verkauft zu haben, der es als Kalbfleisch an große Restaurants, Wurstfabriken und Privatleute weiterverkauft. Man hatte sich bei der Polizei gewundert, daß sich in letzter Zeit die Anzeigen nach vermischten Ragen ungeheuer vermehrten. Man leitete eine Untersuchung ein und das Ergebnis dieser Untersuchung war die Festnahme des Ragentöters, dem alle vermischten Tiere zum Opfer gefallen waren.

**Eine Schumann-Operette.** Das „Dreimäderlhaus“, die Schubert-Operette, hat Schule gemacht. Die Pariser Librettisten Albric und Desorme haben eine Operette vollendet, deren Stoff einer Episode aus Schumanns Leben entnommen ist. Der Komponist Masson, Musikdirektor der Opéra Comique, wird dazu die Musik nach Liedern Schumanns arrangieren.

**Ein neues Schauspiel von Judmayer.** Judmayer arbeitet gegenwärtig an einem neuen Schauspiel „Strazburg“. Judmayer hat außerdem ein lustiges Hörspiel vollendet, das den Nachmittag einer Frankfurter Familie im Zoologischen Garten schildert. Die neue Radiokomödie wird Mitte Mai in Berlin und in Frankfurt zur Erstaufführung kommen.

## Fröhliche Ecke.

**Zwei schwierige Dinge.** „Autofahren und Heiraten ist dasselbe.“  
**Blödsinn! Wieso denn?**  
 „Es sieht beides leicht aus und hat keine schlimmen Mucken.“  
**Rohkunst.** Kummer hat sich verheiratet. Als er nach der ersten verheirateten Tischzeit wieder im Büro landet, geht's los!  
**„Na, was gab's denn Feines bei Kummers?“**  
 Kummer bekümmert: „Meine Emmi behauptete: Gulasch.“  
**„Na, und was war's denn?“**  
 „Kauslözl mit Soße!“



Lloyd George: „Ob Baldwin, ob Mac Donald als Erster durchs Ziel geht, commandieren tu' ich.“

## Gedentage.

**Der Mien Spiegel-Dichter.** (Zum 50. Todestag Charles de Costers.) Als in den ersten Jahren des Weltkrieges sich in Deutschland eine starke Sympathie mit den Flamen geltend machte und zahlreiche Werke der uns verwandten flämischen Poesien übersetzt wurden, die heute längst wieder vergessen sind, brauchte einer nicht erst entdeckt zu werden, der sie auch alle überlebt und heute noch lebendig ist: Charles de Coster, der Verfasser der „Geschichte von Mien Spiegel und Lamme Goedzak und ihren heldenmäßigen, fröhlichen und glorreichen Abenteuer in Flandern und anderwärts.“ Daß der Dichter des „Toll Mien Spiegel“ zu uns gehört, obson er als Belgier französisch geschrieben hat, wird mancher Leser jenes klassisch gewordenen Buches empfunden haben. Wir dürfen ihn aber noch in besonderem Sinne für uns in Anspruch nehmen, da es ein Zufall wollte, daß er am 20. August 1827 in München geboren wurde, wo sein Vater Intendant des belgischen Bischofs und päpstlichen Nuntius Mercy d'Argenteau war. Und auch der Ruhm des am 7. Mai 1879 im Elend gestorbenen Dichters ist in Deutschland gemacht worden, namentlich durch die Bemühungen des Uebersetzers Friedrich von Oppeln Bronikowski und des Verlages Eugen Diederichs. Nachdem zu Verbreiten des Dichters illustrierte Prachtausgaben in Brüssel 1867 und in Paris 1868 erschienen waren, folgte nur 1893 eine noch immer teure Neuauflage, die aber erst Abjag fand, nachdem die erste Diederichs'sche Ausgabe von 1910 die Aufmerksamkeit auf den Dichter und seine wahre Bedeutung gelenkt hatte. Jetzt erst, 1912, erschien eine billige Ausgabe des Originals mit der Gedächtnisrede, die der belgische Schriftsteller Camille Lemonnier bei der Enthüllung von de Costers Denkmal gehalten hatte. Auch deutsche Ausgaben sind seither mehrfach erschienen, so im Insel-Verlag, ferner neuerdings in der Sammlung „Epiton“, für die Karl Wolfstehl das Werk neu übertrug, und bei Kurt Wolff, hier mit Holzschnitten von de Costers Landsmann Frans Masereel. Die Diederichs'sche Ausgabe aber, die immer wieder verbessert wurde, liegt jetzt bereits im 60. Tausend vor. Kein Wunder: denn dieses Buch empfinden wir ganz und gar deutsch, und gewiß hat Hermann Hesse recht, wenn er sagt, daß wir seit Grimmelshausen in Deutschland so etwas nicht gehabt haben. Der Stoff spielt also bei dem Erfolg keine ganz geringe Rolle, und tatsächlich haben andere Werke de Costers in Deutschland nicht annähernd den gleichen Eindruck gemacht. Erwähnt seien noch seine „Blämischen Legenden“, das Buch „Die Hochzeitreise“ und die „Brabanter Geschichten“. Daß schließlich de Costers Hauptwerk entscheidenden Einfluß auf den „Wehrwolf“ von Hermann Böns gehabt hat, wird den vielen Lesern dieses